

Kevin Brooks
Being

Als Robert nach einer Magenspiegelung aus der Narkose erwacht, ist das Leben, das er kannte, auf einen Schlag vorbei. Fassungslos starren die Ärzte auf ein Videobild seiner inneren Organe: ein Gewirr von Plastik und Metall. Keiner weiß, wer oder was Robert ist – ein Mensch anscheinend nicht. Doch egal wie verstörend das ist, Robert hat jetzt keine Zeit, um nachzudenken. Er muss weg hier, schnell, denn man will ihm den Bauch aufschneiden, ihm sein Geheimnis entreißen, um jeden Preis. Von diesem Tag an ist Robert auf der Flucht. Als ihm seine Verfolger sogar einen Mord anhängen, um ihn zu kriegen, wird ihm klar: Er muss komplett untertauchen, sich eine neue Identität verschaffen. Und dazu braucht er Eddi, die mit allen Wassern gewaschen ist und sich bestens aufs Fälschen von Papieren versteht ...



© Foto: privat

Kevin Brooks, geboren 1959, studierte in Birmingham und London, spielte Gitarre in einer Punkrockband und schrieb eigene Songs. Sein Geld verdiente er lange mit Gelegenheitsjobs. Seit dem großen Erfolg seines Debütromans ›Martyn Pig‹ ist er freier Schriftsteller. Er wurde mehrfach ausgezeichnet, u.a. mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis 2006 und dem Buxtehuder Bullen für ›Lucas‹ und 2009 mit dem

Deutschen Jugendliteraturpreis für ›The Road of the Dead‹.

Uwe-Michael Gutzschhahn, geboren 1952, hat alle auf Deutsch erschienenen Bücher von Kevin Brooks übersetzt. Er studierte deutsche und englische Literatur in Bochum und lebt als Übersetzer, Autor und freier Lektor in München.

Kevin Brooks

Being

Roman

Aus dem Englischen von
Uwe-Michael Gutzschhahn

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Kevin Brooks sind bei dtv außerdem lieferbar:

Martyn Pig

Lucas

Candy

Kissing the Rain

The Road of the Dead

Black Rabbit Summer

Das gesamte lieferbare Programm von dtv und viele andere Informationen zu Kevin Brooks finden sich unter www.dtv.de und www.kevin-brooks.de

Deutsche Erstausgabe

2. Auflage März 2010

2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Text copyright © 2007 Kevin Brooks

Titel der englischen Originalausgabe:

›Being‹, 2007 erschienen bei Puffin Books, part of Penguin Books Ltd., UK

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich

unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder

Lektorat: Beate Schäfer

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Optima 11/14' und aus der Trixie-Plain

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71345-0

Eins

Es muss so gegen halb zehn gewesen sein, als sich die Tür zum Wartezimmer öffnete und der Mann mit den sandfarbenen Haaren und dem Klemmbrett in der Hand hereinkam. Mein Termin war eigentlich für neun angesetzt gewesen, also hatte ich bereits eine Weile gewartet, doch ich war nicht besonders in Sorge deswegen. Ich glaube, ich fühlte mich nur einfach ein bisschen ängstlich, und das Krankenhaushemd hatte etwas an sich, das ein seltsames Unbehagen in mir auslöste, aber ich lief nicht im Zimmer hin und her oder kaute an den Fingernägeln und so. Ich stand bloß am Fenster, schaute hinaus auf das Krankenhaushausgelände und versuchte, mich zu beruhigen, dass schon alles in Ordnung sein würde.

Es war schließlich nur eine Routineuntersuchung.

Das Einzige, was sie tun würden, war, mir einen Schlauch durch die Kehle zu schieben und einen gründlichen Blick in meinen Magen zu werfen.

Worüber sollte ich mir also Sorgen machen?

»Robert Smith?«, sagte der Mann an der Tür und blickte von seinem Klemmbrett auf.

Ich weiß nicht, warum er fragte, schließlich war ich der

Einzig im Zimmer. Aber wahrscheinlich musste er einfach irgendwas sagen.

Ich sah ihn an.

Er nickte mir zu. »Hier lang, bitte.«

Ich folgte ihm aus dem Wartezimmer und er führte mich durch einen langen weißen Gang. Ich war mir nicht sicher, was er war – Krankenpfleger, Verwaltungsangestellter, irgendeine Art Assistent –, doch er trug einen Krankenhauskittel mit einem an der Tasche befestigten Namensschild, also ging ich davon aus, dass er wusste, was er tat. Er lief schnell, mit energischen kleinen Schritten, und wie wir so über den gebohnerten Fußboden eilten, hatte ich ziemliche Mühe mitzuhalten. Zum Gehen war es zu schnell und zum Rennen zu langsam. Ich hetzte hinter ihm her.

»Dr. Andrews wird die Endoskopie durchführen«, erklärte er mir über die Schulter blickend. »Der macht das sehr gut.« Er lächelte beruhigend – ein kurzes, berufsmäßiges Lächeln. »Also kein Grund zur Sorge. Ehe du was merkst, ist schon alles vorbei.« Ich warf ihm einen Blick zu – halb lächelnd, halb schulterzuckend –, um ihm zu zeigen, dass ich mir gar keine Sorgen machte. Doch er hatte sich schon wieder seinem Klemmbrett zugewandt und marschierte weiter den Gang entlang.

Ich wischte die schwitzigen Hände an meinem Kittel ab und folgte ihm.

Am Ende des Gangs hielt er vor einem grünen Vorhang abrupt an, schoss herum und sah mich an. Stolpernd kam ich vor ihm zum Stehen.

»Huch, Entschuldigung«, murmelte er und linste auf sein

Klemmbrett. »Ich muss nur noch ... ähm ... Entschuldigung, mir ist da gerade was eingefallen.« Einen Moment blickte er düster vor sich hin, dann sah er auf und lächelte mich verkniffen an. »Dauert nur eine Minute.«

»Ähm ... ja gut«, fing ich an. »Was soll ich ...?«

Doch ehe ich den Satz beenden konnte, wandte er sich schon um, lief davon und ließ mich vor dem grünen Vorhang stehen. Ich fingerte nervös am Saum meines Kittels herum und wusste nicht, was ich tun sollte.

Ich verschränkte die Arme, löste sie wieder, legte sie auf den Rücken.

Ich ging ein bisschen hin und her.

Ich schaute mich um.

Ich blieb stehen und starrte zu Boden.

Ich hörte gedämpfte Geräusche hinter dem grünen Vorhang. Gesenkte Stimmen, medizinisches Gemurmel, das Gescharre kurzer Schritte. Vorbereitungen. Das Klirren und Klimpern von Instrumenten. Ich horchte genau und versuchte, mir zu überlegen, was da ablief, doch ich konnte mir nichts vorstellen. Es waren bloß Krankenhausgeräusche.

Ich rieb mir die Augen.

Ich kratzte mich im Nacken.

Ich ging wieder ein bisschen hin und her und starrte weiter den Fußboden an.

Ich starrte abermals zu Boden.

Zeit verging. Sekunden, Minuten ...

Nichts geschah.

Das ganze Krankenhaus um mich herum war in Bewe-

gung. Helfer, Schwestern, Patienten, Ärzte, Männer und Frauen in Anzügen. Alle waren beschäftigt.

Ich stand da und wartete.

Als der Mann mit den sandfarbenen Haaren schließlich zurückkehrte, hielt er einen großen braunen Umschlag in der Hand. »Tut mir leid«, sagte er leicht außer Atem.

Ich sah ihn an und fragte mich, ob der Umschlag etwas mit mir zu tun hatte. Wenn, dann sagte er es zumindest nicht.

»Also dann«, meinte er und schob den grünen Vorhang zurück. »Auf geht's.«

Der kleine Raum hinter dem grünen Vorhang war eigentlich gar kein richtiger Raum. Er glich mehr einem kurzen weißen Gang. Einer Kammer. Einem Zwischenort. Einer Art Vorraum vielleicht ... was immer das sein mag. Ein sehr kleiner Ort, mit Maschinen vollgestellt und von stummer Hektik erfüllt. Voller Geräte, Ärzte, Schwestern, Krankenbetten. Monitore, Instrumente, Flaschen, Schläuche.

Die Geräte summten und surrten.

Die Ärzte und Schwestern murmelten leise.

Es war ein Ort klaren Selbstvertrauens, Gefühle hatten hier keinen Platz. Jeder wusste genau, was er tat. Jeder außer mir.

Die Luft roch nach Metall und sauberen Händen.

Aus einer schmalen Öffnung am anderen Ende des Gangs leuchtete unter dem Schein eines verborgenen Lichts ein Dunkel auf. Unvertraute Geräusche drangen daraus hervor und ich wusste, dort kam ich hinein.

In das Dunkel.

Es passierte so schnell.

So schnell, so endgültig.

»Leg dich bitte auf die Liege.«

Ich kam mir wirklich unbeholfen vor, als ich auf die Liege stieg. Ich fühlte mich dumm, ungeschickt und hilflos.

Ich stieg drauf.

Ich setzte mich.

Ich legte mich hin.

Jetzt lag ich auf dem Rücken und starrte nach oben zu einer Neonröhre an der Decke. Das Licht wirkte steril, durchdringend.

Ich blinzelte.

Schluckte.

Wartete.

Nichts geschah.

Als ich den Kopf hob und mich umsah, entdeckte ich einen Mann in grünem Kittel, der eine Spritze aus ihrer sterilen Verpackung befreite. Wahrscheinlich Dr. Andrews. Er legte die Spritze auf eine Arbeitsplatte aus mattem Metall. Sie bewegte sich ein bisschen. Er hielt sie fest. Er sagte etwas zu einer Schwester. (Was sagte er?) Sie nickte und wandte sich ab. Irgendwo hinter mir summte jemand eine Melodie – *hmm, hmm, hmm*. Schuhe scharrten leise über den weiß gefliesten Boden.

Mein Nacken war steif.

Eine Schwester kam herüber und legte mir eine Manschette zum Blutdruckmessen um den Arm. Sie schaute auf den Monitor und las ein paar Zahlen ab.

Dr. Andrews sagte etwas zu ihr.

Sie nickte wieder.

Sie bat mich, den Mund zu öffnen.

Ich öffnete den Mund.

Sie sagte, sie würde mir zur Betäubung etwas hinten in den Rachen sprühen. »Tut nicht weh«, sagte sie. »Du darfst nur weder atmen noch schlucken, solange ich spraye.«

Ich nickte.

Sie sprühte.

Es fühlte sich kalt an.

»Jetzt kannst du schlucken«, sagte sie.

Meine Kehle fühlte sich taub an und es war schwierig zu schlucken, doch ich schluckte, so gut ich konnte.

Dr. Andrews hatte jetzt eine Nadel in der Hand. Eine kurze Nadel, an der ein kleines Plastikteil befestigt war. Er trat neben mich und nahm meinen Arm.

»Okay?«, sagte er.

»Mh-hmm.«

Vorsichtig rieb er meinen Handrücken, betrachtete ihn und suchte nach einer Vene. Sprach. Rieb. Sprach ...

Er sprach mit mir.

»... nur ein ganz leichtes Anästhetikum, Robert, eigentlich eher ein Beruhigungsmittel. Vielleicht verlierst du das Bewusstsein, aber mach dir keine Sorgen, wenn nicht. Es ist nicht unüblich, dass man während der ganzen Untersuchung bei Bewusstsein bleibt.«

Ich bemühte mich zuzuhören, während er den Rest der Prozedur erklärte, aber irgendwie konnte ich mich nicht konzentrieren. Ich war unsicher und es blockierte mich zu wis-

sen, dass ich zuhören *sollte*. Als er weiterredete, mit ruhiger, überzeugter Stimme, merkte ich, dass meine Empfindlichkeit gegenüber jeder Berührung unnatürlich gestiegen war. Ich spürte alles – die Entschlossenheit seiner Finger auf meinem Handrücken, das gepolsterte Metall der Krankenhausliege, die getrocknete Spucke, die in meinen Mundwinkeln klebte. Das Einzige, was ich nicht spürte, war der hintere Teil meiner Kehle.

»Okay?«, fragte der Arzt.

»Mh-hmm.«

Ich sah genau hin, als er die Nadel in die aus dem Handrücken hervortretende Vene stach.

Ping – ein leichter Schmerz, spitz und blank.

Für einen Moment schloss ich die Augen, dann öffnete ich sie wieder. Der Arzt hielt jetzt die Spritze selbst in der Hand. Betrachtete sie, prüfte sie. Sie wirkte so klein. Ein winziges Kunststoffröhrchen mit einer fast durchsichtigen Flüssigkeit drin ...

Ich fragte mich, wie das ging. Ein Kunststoffröhrchen mit einer fast durchsichtigen Flüssigkeit drin ... wie funktionierte das? Wie bewirkte es das, was es bewirken sollte? Was war in der Spritze drin? War der Inhalt vorgefüllt? Ich hatte den Arzt die Spritze nicht aufziehen sehen. Oder doch? Ich wusste es nicht.

Abwesend, als ob er das schon tausendmal getan hätte, machte er etwas mit der Spritze – schüttelte sie, klopfte dagegen, schwenkte sie zwischen den Fingern hin und her. Ich überlegte, warum Nadel und Spritze getrennt sein mochten. Ich wusste, es war nicht wichtig, doch ich konnte nicht auf-

hören, darüber nachzudenken. *Warum ist die Spritze zweigeteilt? Wieso ist die Nadel vom Spritzenkörper getrennt? Warum wird die Nadel erst ohne die Spritze in meine Vene gestochen und dann mit dem Spritzenkörper verbunden?*

Die Frage wuchs sich immer weiter aus und verbarg meine Angst, als der Kolben heruntergedrückt und das Betäubungsmittel in mein Blut gespritzt wurde.

Ich spürte es – diesen spitzen, fremden, flüssigen Druck ...

Warum ist die Spritze zweigeteilt?

Ein Grund, überlegte ich.

Ein medizinischer Grund ...

Und dann dachte ich gar nichts mehr.

Stimmen.

Scheiße.

Was zum Teufel ist das?

Sauberes Gummi. Weißes Gas. Der Geschmack von Plastikschläuchen tief in meiner Kehle. Kratzend und steif. Der Geschmack von Medikamenten. Was ist das? Das hier sollte nicht passieren. Sollte nicht sein. Ich liege mit geschlossenen Augen auf dem Rücken. Ein weißes Laken bedeckt meinen Körper. Unter dem Laken bin ich nackt.

Kribbeln ...

Nadeln im Handrücken.

Schläuche, Schläuche ... dünne Drähte festgeklebt auf der Brust. Ich atme durch einen Schlauch ... Gummi und Gas. Zischender Atem. Atme. Eine Art Maske.

Meine Augen lassen sich nicht öffnen.

Warte einen Augenblick, warte ...

Und jetzt bewegen.

Finger, Zehen, Arme, Beine, Hände, Kopf – nichts. Ich kann mich nicht bewegen. Ich bin unfähig, mich zu rühren.

Gelähmt.

Das ist nicht in Ordnung. Überhaupt nicht in Ordnung. Das ist ganz schlecht. Warte einen Augenblick, warte, warte ...

Was ist das?

Wo bin ich?

Stimmen.

Wo is Ryan? Kommt gleich, Sirda daisser

Wer sind diese Leute?

Was ist das?

Eine Tür geht auf. Jemand betritt den Raum.

Ich hör wieder Stimmen.

Morris.

Sir, das ist der hinzugezogene Facharzt – Professor Casing.

Ryan. Ist er das?

Ja.

Die Stimmen kommen näher. Ich spüre jetzt Menschen, die neben mir stehen. Ich kann sie nicht sehen. Meine Augen sind geschlossen. Ich bin nichts – ein erstarrter Behälter. Das Einzige, was ich tun kann, ist still daliegen und zuhören.

Was liegt an?

Robert Smith. Sechzehn Jahre. Verdacht auf ein Magengeschwür. Zur Endoskopie eingewiesen von seinem Hausarzt. Das ist eine –

Ich weiß, was eine Endoskopie ist, Morris. Was ist passiert?

Professor?

Ein Mann hustet, räuspert sich.

Heute Morgen um 9.45 Uhr wurde der Patient anästhesiert und in den Untersuchungsbereich gebracht, wo Dr. Andrews mit der Prozedur begann.

War der Patient bei Bewusstsein?

Das Anästhetikum, das wir verwenden, wirkt nur ganz leicht, nicht viel stärker als ein Sedativum, aber oft genug macht es den Patienten bewusstlos.

Also hat er nicht mitbekommen, was passiert ist?

Wir glauben nicht.

Und Sie haben ihn bis jetzt weiter bewusstlos gehalten?

Wir dachten, es wäre am besten so.

Gut. Weiter.

Wie Sie wissen, ist die Endoskopie ein ziemlich einfacher Vorgang. In den Mund des Patienten wird ein beweglicher Faseroptik-Schlauch eingeführt und dann vorsichtig den Gastrointestinaltrakt hinabgeschoben. Das Endoskop sendet Bilder auf einen Videoschirm und erlaubt es uns so, den Oesophagus, den Magen, Teile des Dünndarms und so weiter optisch zu untersuchen.

Kurze Pause.

In diesem Fall waren die Bilder des Endoskops ... die Bilder auf dem Videoschirm ... nicht normal.

Schweigen. Nicht normal?

Können Sie mir das mal zeigen?

Kamal?

Ein Schalter klickt, irgendwas summt.

Diese Videoaufnahme zeigt die Ergebnisse einer normalen Endoskopie.

Hmmm ...

Das ist der Oesophagus ... schauen Sie, hier. Sie können ziemlich genau sehen, wie das Endoskop nach unten wandert. Jetzt ... in den Magen. Da. Sehen Sie, wie das aussieht? So sollte es sein.

Okay.

Jetzt.

Klick.

Das ist, was Dr. Andrews vorgefunden hat.

Schweigen.

Hmm ...

Was zum Teufel ist das?

Das, Mr Ryan, ist das Innere dieses Jungen.

Verdammt ... sieht ja aus wie irgendwas Kunststoffartiges.

Die Luftröhre ist sehr kurz, nicht länger als zehn Zentimeter. Schauen Sie.

Scheiße. Was war das? Noch mal zurück.

Klick. Surr. Klick.

Was ist das? Schauen Sie, das da.

Schweigen.

Sehen Sie hier? Und hier? Dieser schwärzliche Bereich? Und hier.

Klick.

Diese silbrigen Fäden ...

Klick.

Schauen Sie dort.

Sie bewegen sich.

Schauen Sie.

Verdammt.

Schweigen.

Das war's.

Klick.

Das Summen hört auf.

Wieder langes Schweigen.

Kann ein Instrumentenfehler als Ursache ausgeschlossen werden?

Ist alles überprüft worden. Mehrfach überprüft. Mit den Instrumenten ist alles in Ordnung.

Ist das die einzige Videokopie?

Andrews hat noch ein Duplikat gezogen. Das hat Hayes.

Wieder Schweigen.

Nach einer Weile merke ich, wie jemand sich über mich beugt. Mich betrachtet. Ein Mann. Ich spüre seinen Atem in meinem Gesicht. Den finsternen Geruch eines Mannes. Er atmet tief ein, hält einen Moment die Luft an, dann atmet er wieder aus. Als er spricht, spüre ich sein Flüstern heiß auf meiner Haut.

Zum Teufel, was bist du?

Gar nichts, will ich ihm sagen. Ich bin gar nichts. Ich bin einfach ein Junge mit einem kranken Magen. Ich bin Robert Smith. Was ihr auch denkt über mich, wer ihr auch seid – ihr liegt falsch. Hört zu, da ist was schiefgelaufen. Hört mal her, schaut mich an. Ich bin wach. Ich bin bei Bewusstsein ...

Ich möchte schreien.

Aber ich kann den Mund nicht öffnen.

Ich kann mich nicht rühren.

Ich habe viel geträumt. Als ich noch klein war, habe ich oft von einem Wirbelsturm geträumt, der mich tief in mir drin um die eigene Achse wirbelte und hinab zu schrecklichen Orten sog. Ich habe nie begriffen, was die schrecklichen Orte waren, aber ich wusste, sie würden mich töten. Und ich wollte nicht sterben. Ich wollte nicht zu den schrecklichen Orten. Ich wollte einfach nur aufwachen. Ich wusste, wenn ich mich selbst wecken könnte, wäre ich okay. Ich *wusste* es. Und ich wusste auch, was ich tun musste, um mich zu wecken. Ich musste mich rühren. Irgendetwas bewegen. Einen Finger, eine Hand, ein Bein. Irgendwas. Einfach nur bewegen. Bewegen. Bewegen. Bewegen.

Mich zu bewegen war unmöglich damals, aber es gelang mir immer, den Traum zu zerstören.

Doch das hier war kein Traum. Das hier war alles andere als ein Traum. Das hier war das Schlimmste, was man sich vorstellen konnte. Noch schlimmer: Es war real. Ich lag auf einer Krankenhausliege, gelähmt und stumm, und Unbekannte redeten unbekannte Dinge über mich.

Silbrige Fäden?

Irgendwas Kunststoffartiges?

Es konnte nicht wahr sein.

War es aber.

Ich höre die Stimmen noch immer.

... und ich will, dass die unmittelbare Umgebung unauffällig abgeriegelt wird, und was Andrews und Ingle betrifft, seht zu,